

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 132.

Posen, den 29. November 1927.

Nr. 132.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Vand.

51. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nein, bitte, es handelt sich um kein Geld, sondern etwas Ernsteres!“

„Hat er etwas Schlimmes angestellt?“

Der Beamte nickte stumm.

„So reden Sie doch, oder besser, schreiben Sie es auf,“ sagte Beethoven bang und reichte dem Manne seinen Notizblock hin.

Der Beamte schrieb so rasch er konnte: „Ihr Nefse liegt im Allgemeinen Krankenhaus. Er ist durch Schüsse verwundet; Selbstmordversuch.“ Er reichte Beethoven den Zettel hin und harrete bange der Antwort.

Beethoven erbleichte, seine Lippen zuckten, er schluckte und fuhr mit den Händen auf. „Selbstmord? Ist er tot?“

„Nein, nein, nur leicht verwundet!“ schrieb der Beamte Beethoven ins Ohr. „Ganz unbedenkliche Wunden, aber...“

„Sie verheimlichen mir etwas!“ rief Beethoven verzweifelt aus. „Sagen Sie mir, was geschehen ist oder besser, ich gehe gleich zu ihm hin, zu dem Lumpen!“

„Er ist bei uns auf dem Zahlstoc, Herr van Beethoven, und Sie haben für ihn drei Gulden täglich zu bezahlen!“

„Das auch noch!“ Mitten in seiner tiefen Erregung entfuhr ihm diese kleinliche Bemerkung. Dann griff er nach seinem Hut und Stoc. „Sie müssen mich sofort zu ihm führen, Herr! Ich muß ihn sehen und sprechen; am Ende ist es doch schlimmer, als Sie mir es sagen.“

„Herr van Beethoven, es ist so, wie ich es sagte, ganz unbedeutend! Sie können sich übrigens sofort selbst davon überzeugen. Gehen wir in das Krankenhaus!“

„Ja, gehen wir rasch! Ich bin ganz außer mir! So ein Unglück; dieser Elende bringt mich noch ins Grab!“

Beethoven schritt bleich und erregt mit dem Beamten so rasch über die Stufen und die Straße, daß dieser ihm kaum folgen konnte. Die Leute auf der Straße sahen dem merkwürdigen Paare nach und schüttelten die Köpfe. Vor dem Tore des Krankenhauses hielt Beethoven plötzlich inne.

„Auf welcher Abteilung liegt er?“

„Bei Primarius Gahner, auf der chirurgischen Abteilung! Ich begleite Sie hin!“

Bald stand Beethoven mit seinem Begleiter vor der Tür des Krankenzimmers, und er zitterte vor Erregung am ganzen Leibe. Der Beamte öffnete die Tür und ließ Beethoven eintreten.

„Ich denke, Sie werden es vorziehen, mit Ihrem Nefsen allein zu sein!“

Beethoven stand an der Tür, die der Beamte hinter ihm geschlossen hatte, und wagte es kaum weiter zu schreiten. Er hob ängstlich den Blick und sah an dem Fensterpfeiler ein Krankenbett, in welchem bleich und mit völlig eingebundenem Kopf Karl lag. Zögernd

trat er näher und sah mit gramgefüllten Augen auf den Nefsen hin.

„Karl, was hast du da getan?“ kam es leise, ruckweise von seinen zitternden Lippen.

Karl sah ihn halb trotzig, halb schamerfüllt an.

„Du wolltest dich umbringen? Um Gottes willen, warum das? Bedachtest du nicht, daß du damit auch mich ins Grab bringst, Karl?“

Karl schloß die Augen und blieb stumm, als wäre er zu schwach zur Antwort.

„So rede doch, um Himmels willen; deine Wunden sollen doch unbedenklich sein, oder hat man mich angelogen?“ drängte Beethoven angstvoll. „Rede doch, Karl!“

„Verzeihe mir, Onkel Ludwig!“ kam es leise von Karls Lippen. „Ich konnte nicht mehr anders; ich ertrage dieses elende Leben nicht länger!“

Beethoven hatte kein Wort gehört, doch er las in Karls Mienen seine Bitte um Verzeihung, und er war bereit, Karl alles zu vergeben.

„Bist du wirklich außer aller Gefahr, Karl?“ fragte er angstvoll.

„Die Doktoren sagen es leider! Ich wollte, ich wäre gestorben, wenigstens machte ich dir keine Sorgen mehr, lieber Onkel!“

„Wie ist denn das alles nur so gekommen, Karl?“

Karl zuckte die Achseln und studierte dabei die Mienen seines Oheims, dessen Rührung und Ergriffenheit ihm bewies, daß sein „Selbstmord“ die erhoffte Wirkung gehabt hatte.

„Lieber Onkel, mir ist das Leben eine Last, und es drückt mich schwer, dir so viel Sorgen zu machen, die ich dir niemals vergelten kann,“ sagte er dem Oheim, der sich ganz nahe zu seinem Mund gebeugt hatte, ins Ohr.

„Du schlimmer Bub,“ sagte Beethoven lächelnd, „wer wird denn gleich zur Pistole greifen? Denk' nur, wenn du dich besser getroffen hättest.“

„Es hat nicht sein sollen, und so muß ich denn das elende Leben weiter tragen.“

„Es wird schon alles wieder gut werden, Karl! Wann kommt denn der behandelnde Arzt zu dir? Den möchte ich gern sprechen.“

„Der muß jeden Augenblick eintreten, eben jetzt ist seine Visitenzeit!“

Fast in derselben Minute trat der Sekundararzt Doktor Leng ein, der bei den leichten Patienten der Abteilung Gahner Dienst machte, und Beethoven trat auf ihn zu.

„Herr Doktor, sagen Sie mir offen und ehrlich die Wahrheit über meinen Nefsen. Ist er wirklich ganz außer Gefahr?“

Doktor Leng lächelte. „Er war überhaupt keinen Moment in Gefahr, Herr van Beethoven! Das dürfen Sie mir ruhig glauben!“

„Aber wie er die zwei Pistolen gegen seine Schläfen abdrückte?“

„Damals schon gar nicht!“ lachte der Arzt. „Der junge Mann hat mit bewundernswerter Geschicklichkeit sich zwei leichte Streifschüsse beigebracht, und in wenigen Tagen können Sie ihn ruhig nach Hause nehmen!“

Diese Worte, die Beethoven mit ängstlicher Anspan-

nung von den Lippen des Arztes getrunken hatte, brachten in seinem Empfinden eine seltsame Wandlung hervor. Er, der eben noch voll Angst und Sorge um Karl gewesen war, geriet nun in namenlosen Jorn, warf dem Kranken einen Blick voll Mut und Entrüstung zu und wandte sich dann dem Doktor Leng zu, der erraten hatte, was in Beethoven vorging.

„Ich wollte den ungeratenen Burschen eigentlich gar nicht besuchen,“ sprudelte er wütend hervor, „er verdient es nicht, weil er mir schon immer viel Verdruß und Aerger verursacht hat! Aber recht geschieht mir; ich habe den Jungen zu sehr verwöhnt und ihm immer nachgegeben, obwohl ich hätte bedenken sollen, daß alles umsonst ist. Der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamme und, und . . .“

Er brach ab, und der Arzt wehrte freundlich ab.

„Das Werk der Erziehung ist ungemein schwer,“ sagte er, „und gar, wenn einem die väterliche Autorität fehlt, dann geht es leicht schief!“

Karl hatte diesen Disput schweigend angehört, und man konnte in seinem Antlitz keine Spur von Reue entdecken. Er war eben in Grund und Boden verdorben und dachte in diesem Augenblicke wohl sicher daran, daß er den jetzt so bösen, aber im Grunde doch so gütigen Oheim doch wieder herumkriegen und vielleicht noch mehr als bisher seine Güte mißbrauchen würde . . .

Ohne Karl zu grüßen, reichte Beethoven dem Arzte die Hand und ging. Er eilte hinaus auf das Glacis, um im Freien seinem jüngsten Kummer mit Karl Lust zu machen, der ihn mit diesem Erlebnis zu tief ins Herz getroffen hatte. Den Kopf tief auf die Brust geneigt, die Hände auf den Rücken verschränkt, den Spazierstock überquer, ging er nachdenklich dahin und kam gegen die Bastei zu. Dort hob er den Kopf und sah eine bekannte Frau, die Mutter eines seiner früheren Schüler, knapp vor sich stehen.

„Wissen Sie, was mir geschehen ist?“ fuhr er die Frau mit lautem Tone an.

„Doch nichts Böses, Herr van Beethoven?“ erwiderte die Frau teilnahmsvoll.

„Mein Karl hat sich erschossen!“

„Und ist er tot, der Arme?“ rief die Frau entsetzt.

„Nein! Er hat sich nur leicht gestreift; er lebt! Aber die Schande, die er mir angetan hat, wo ich ihn doch so über alles gern gehabt habe und wie ein Vater für ihn gesorgt habe.“

Die Frau mußte über Beethovens komische Verzweiflung lachen.

„Kinder sind niemals dankbar und schon gar nicht die der nächsten Verwandten,“ sagte sie.

Beethoven sah sie fragend an und ging kopfschüttelnd seine Wege . . .

Nach einer Woche ward Karl geheilt aus dem Spital entlassen — das kurzgeschorene Haar war das einzige Ueberbleibsel seines mißlungenen Selbstmordes — und kehrte mit einem Schwall guter Vorläufe in das Haus seines Oheims zurück, der sich auf den Rat gutmeinender Freunde hin entschlossen hatte, einen mißratenen Neffen in die einzige Erziehung zu geben, die solch ungebärdigen Gesellen gewachsen war — zum Militär! . . .

Die Familie Breuning aus Bonn am Rhein, in deren Kreis Beethoven seine glücklichsten Jugendjahre verlebt, und deren Tochter Eleonore seine erste und reinste Liebe gewesen, hatte deren Bruder Gerhard nach Wien entsendet, wo er als gereifter und angesehenen Arzt seine klinischen Studien vollendete. Er wohnte in Beethovens unmittelbarer Nähe, im „Roten Haus“ neben dem Schwarzspanierhause, und die alte Jugendfreundschaft wurde, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, wieder aufgefrischt. Gerhard widmete die ganze freie Zeit, die ihm seine Arbeit und seine Studien ließen, dem geliebten Freunde, und als gar im Herbst 1826, bald nach der unangenehmen Affäre mit seinem Neffen, Ger-

hards Schwester Eleonore nach Wien zu Besuch kam, da erwachte in Beethoven die süße Erinnerung an jene holde, längst vergangene Jugendzeit, und das Paar, das einst in Liebe für einander entbrannt gewesen, sah sich wieder; er ein kranker, tauber Mann, sie eine noch stattliche schöne Frau. Seltsame Erinnerungen wurden ausgetauscht, so schwer sich auch der mündliche Verkehr gestalten mochte, und was ihre Lippen nicht aussprachen, das sagten sich ihre Augen und ihre Händedrüde . . .

Eines Tages ging Eleonore vom „Roten Haus“ fort und begegnete auf der Straße Beethoven, der sich ihr gern anschloß und sie nach dem entfernten Kaiserbad am Ufer des Donaukanals begleitete. Vor diesem Hause nahm Beethoven Abschied, und Eleonore begab sich in das Bad, in dem sie über eine Stunde verweilte. Wie erstaunt war sie, als sie vor dem Hause Beethoven fand, der auf sie gewartet hatte, um sie wieder nach Hause begleiten zu können. Beethoven hatte unter den Bäumen der Anlage die ganze Zeit über nur an Eleonore und ihre gemeinsame Jugendzeit gedacht, und im Gehen schwelgte er in den schönen Erinnerungen, die mit sanfter Zärtlichkeit von seinen Lippen kamen.

Eleonore ging schweigend und im Innersten gerührt an seiner Seite dahin und dachte, wie alles so ganz anders hätte kommen können, wenn sie damals . . .

Beethoven gestikulirte auf der Straße lebhaft, und sein lautes Sprechen und sein unbekümmertes Wesen machte die Leute auf den seltsamen Mann aufmerksam und ließ sie glauben, daß sie es mit einem Sonderling oder Narren zu tun hatten, um so mehr als Beethoven oft stehen blieb und gern laut und auffallend lachte.

Oft lag ihr der Wunsch nahe, Beethoven wieder einmal spielen zu hören, aber sie unterdrückte denselben, da sie wußte, daß er über Aufforderung nicht gern spiele und weil sie davor zurückschreckte, ihn — der sich selbst nicht hören konnte — am Klavier zu sehen. Wiederholt lud Beethoven sie zu einer Schale Kaffee zu sich, doch Eleonore lehnte immer wieder unter Ausflüchten ab, weil das unordentliche Hauswesen bei ihm ihr mißfiel, und sein derbes Wesen, seine vernachlässigte Kleidung sie von ihm abstieß. Sie beklagte sich oft darüber bei ihrem Bruder Gerhard, der milde lächelte und sagte: „Und dennoch hat er bei Frauen immer sehr viel Glück gehabt!“

Eleonore biß sich die Lippe und sagte nichts, doch sie dachte lange, lange an jene Jugendtage in Bonn zurück, die so weit hinter ihr und hinter ihm lagen . . .

Eines Tages kam Gerhard mit der Nachricht nach Hause, daß Beethoven sich etwas unwohl fühle, und er hat, Eleonore möchte ihn besuchen; das würde dem Armen ein Labfal in seiner Lage sein. Eleonore erhob sich schweigend und ging zu dem nahen Wohnhause Beethovens. Ein ihr fremder Mann öffnete ihr, und sie fragte nach dem Meister.

„Er sitzt vor seinem Klavier und scheint zu träumen!“ Eleonore sah den Sprecher fragend an: „Zu träumen?“

„Ja, er tut dies oft in der letzten Zeit! Ich bin sein bester Freund und kenne ihn genauer als irgend ein anderer — mein Name ist Karl Holz!“

Eleonore war von dem Wesen und der Art des Mannes peinlich berührt; er hatte irgend etwas in seinem Blicke, was sie unangenehm empfand.

„Dann will ich ihn lieber nicht stören!“ sagte sie leise und wandte sich zum Gehen.

In diesem Augenblicke ertönten aus dem Zimmer Beethovens himmlische Klänge, daß Eleonore ergriffen stehen blieb. Er spielte, spielte, wie nur er in begnadeten Stunden spielen konnte . . .

Sie lauschte atemlos, und Tränen standen in ihren Augen!

So hatte sie ihn dennoch zu hören bekommen, ihn, den Gewaltigen, Großen, Einzigen, der ihrem Herzen einst so nahe gestanden, und der heute . . .

Holz sah sie verwundert an. „Darf ich dem Meister etwas melden?“

(Fortsetzung folgt.)

## Groß.

Der Mann, der die Welt lachen macht!

Ein schwermütiger Mann kam zu einem berühmten Arzt und klagte ihm sein Leid. Der Arzt riet ihm: „Sehen Sie sich den Clown Debureau an — wenn auch der Sie nicht zum Lachen bringt, sind Sie verloren.“ Der Mann schüttelte den Kopf: „Ich kann mir Debureau nicht ansehen. Ich bin Debureau!“ (Bekannte Anekdote.)

Die graue, karierte und viel zu weite Hose liegt wie ein Schal um seinen Hals, er schwitzt, daß ihm von den Schläfen und von der Nase die Schminke tropft, seine lächerlich unförmigen Schuhe scheinen schwer wie Bleikugeln, den Rücken krumm: so kommt Groß in die Garderobe — ein alter, trauriger Mann.

Draußen klatschten tausend Hände, bis hierher hört man Lachen, zwölfmal mußte Groß vor den Vorhang, und Blumen, so viel Blumen.

Groß, der Mensch, setzt sich auf den Stuhl in einer Ecke und atmet schwer. Sie wischen ihm den Schweiß vom Gesicht. Er kann die Augen nicht mehr offen halten, so blendeten die Lampenlichter. Der Photograph, der seit einer Stunde wartet, bittet um Pose. Groß verzieht die schwarz bemalten Lippen, daß sie fast die Ohrläppchen berühren, er grinst in das Objektiv. Ich glaube, er schlummert während der Aufnahmen. Aber er hat nicht den Mut, zu sagen: Machen Sie's rasch, genug gelacht, ich muß ins Bett!

Groß, der Clown, der die Welt lachen macht, will ins Bett, er mag nicht mehr posieren, er mag nicht lächeln, er will schlafen!

Wienne ist eine kleine deutsche Stadt in der Schweiz. Uhrenfabriken, Uhrmacher, Zifferblattschreiber, Zeigerfabrikanten. Und ein Café, „Zum Paradies“. Sein Besitzer: Herr Wetzsch. Sohn und Tochter. Das Café geht hundschelecht, die Leute in Wienne sind so emsig. Was macht Karl, der zehnjährige Sohn? Er tritt in Papas Café auf, jongliert mit Käsekuchen und Bierflaschen, spielt Harmonika, erzählt den Witzen vom Nilpferd und von der Nähmaschine. Das Café ist voll, Abend für Abend. Denn auch die Schwester ist Amateurtänzerin geworden, sie tanzt auf dem Seil, daß man zwischen Wülfert und Garderobe gespannt hat. Wetzsch hat begabte Kinder.

Aber die Drei bekommen Appetit auf die Manege, laufen davon, kommen bei einem Zirkus unter, wandern mit ihm um die ganze Welt. Doch Karl Wetzsch ist noch lange nicht Groß. Erst nimmt er zentnerschwere Gewichte, dann spielt er die Klarinette, dann hängt er den Artistenberuf an den Nagel und wird Sprachlehrer. Geht wieder zum Zirkus. Erfolge, immer Erfolge. Und plötzlich ist er Groß, der Clown-Diktator, der Mann, der auf drei Jahre alle Daten befehlt — man zählt alle Gagen.

Vor 18 Jahren war Groß in Berlin. Kam vom Zirkus Schumann in den Wintergarten. Partner: Antonet. Na, und? Antonet und Groß fielen durch. Weil es nämlich zwischen Bühne und Manege einen himmelweiten Unterschied gibt. — Antonet und Groß arbeiteten die Nummer um, eine Woche später waren sie nebst Neutter die Berliner Attraktion.

Er heißt Groß, weil: Bric, ein sehr populärer Musikclown, hatte seinen Partner Brod verloren, tot. Da suchte er einen neuen Partner. fand Karl Wetzsch. Sie machten einen Kontrakt. Bric und Brod hatten aber einen so guten Namen, daß Bric Wetzsch bat, sich Brod zu nennen. Wetzsch wollte nicht, wie schmückt er sich mit fremden Federn. Und er nannte sich Groß. Das blieb ihm bis heute.

Mit welchen Requisite operiert Groß?  
Er spielt Klavier, Saxophon, Miniaturgeige und Akkordeon.  
Er kann ein wenig tanzen, er kann ein wenig jonglieren, er kann ein wenig turnen.  
Das ist alles.  
Es gibt Artisten, die das alles besser können, die auch viel mehr können.

Aber es gibt keine Artisten, die alle diese Kleinigkeiten mit soviel Menschlichkeit bringen können. Es gibt keine Artisten, die so diese Komik betreiben, wie es Groß tut. Er ist ein Clown der Seele, ein metaphysischer Clown gewissermaßen.

Es gibt keinen Artisten, der ihm das nachmacht, keinen gibt es. Sinen nur: Chaplin.  
Chaplin und Groß, sie sind zwei geniale Brüder. Jemandem, im tief Menschlichen, berühren sich ihre Individualitäten.

Noch eins kann ihm keiner nachmachen; zwei einfache, zwei alltägliche Worte: „Waaarum?“ und „Nichtmöööglich!“

Oh, unterschätzen Sie nicht die Wichtigkeit dieser Worte. Groß erzählte mir, daß er zehn Jahre lang geübt hat.

Es ist unmöglich zu sagen, worin die Pointe dieser Worte liegt, die Groß ein Refrain sind. Unmöglich, wie es auch unmöglich ist, die Komik dieses großen Clowns zu definieren.

Von Mark Twain erzählt man sich, daß er, indes er im Bett seine Schwänke komponierte, immerzu weinte. Saphir fielen die besten Pointen während seiner Spaziergänge auf einem Wiener Parkhof ein. Chaplin liebt griechische Philosophen.

Und Groß, der Clown, hat graues Haar und ein sooo trauriges Gesicht.

Der einzige, der Groß unterhalten könnte, ist Groß. Groß würde über Groß Tränen lachen.

Billie Wilber

## Stanislaus Przybylski †.

Wieder einer. Ich kann nicht ermessen, was die polnische Literatur an ihm verliert, denn mir ist seine Produktion in den letzten Jahrzehnten, die zum Teil nicht deutsch erschienen ist, entgangen. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre war er viel in Berlin, und hier sind ein paar seiner ersten Bücher entstanden, die ihm in dem Kreis der jungen Dichter und Literaten das Ansehen eines slawischen Strindberg gaben. Er hat auf Richard Demmel und auf alle, die ihn näher kannten, sehr starken Eindruck gemacht. Ein Strindberg mit satanischem Einschlag, der uns höllisch imponierte. Es war viel bebrünnene Romantik dabei, verstriegene Erotik, Klauen. Bei den Polen, die in den „Karamasow“ aufzutreten und überhaupt bei Dostojewski nicht die beste Rolle spielen, denkt man an ihn. Er war nicht die solideste Bereicherung unserer Jugend, aber nützlich. Sein Alkoholismus tat viel für die Entbürgerlichung unserer jungen Seelen, brachte uns Verachtung mancher Bonzen bei, deren Autorität uns bedrohte, lockte uns mit einer Boheme, die vielen von uns die Gelenke löste, brachte uns Begriffe, die in Berlin um keinen Preis zu haben waren. Wenn einer sich unbedingt bekennen zu müssen glaubte und dabei allzu selbstverständliche Dinge von sich gab, hatte er eine gültige Freiheit und zog ihm das Ideal wie einen hohen Zahn. Ich werde nie die begeisterte Rede auf den Kaiser vergessen bei einer großen Trinkerei im Hause eines Arztes in Berlin O., den Mund wunderbar robbert hat. Der Kaiser war ein wunderbarer Mann. John Henry Machay, der Anarchist, sprang auf. Es sei unziemlich und kaltlos, in Gegenwart eines Anarchisten auf einen regierenden Herrscher zu reden. „Bruder,“ sagte Przybylski, „trink, du bist auch wunderbar, prost!“

Nicht zu spät, wie er „wunderbar“ sagte. Ganz Polen lag in dem Ton. Machay wußte nichts zu erwidern. Es war in Przybylski mehr Ton als etwas anderes, aber gerade das brauchten wir. Wir hatten Ideen, einen alten Hut voll Metaphysik und dreitausend Ideale, nur keinen Ton. Er spielte wunderbar Chopin auf einem Klavier, das sich abstellen ließ, so daß man bis zum frühen Morgen krommeln konnte. Nur Rubinstein hatte den Mythos. Przybylski spielte unrein, schlug fortwährend daneben, es war trotzdem wunderbar. Dazu tanzte man. Der beste Teil Przybylskis war Ducha, seine Frau.

Weier-Gracie („Frankf. Sta.“)

## Der Besuch im Geisterhaus.

Von Dr. Paul Wira.

Dem Basler Forschungsreisenden war es vergönnt, einige Jahre auf Neu-Guinea zuzubringen, die geheimen Sitten der Eingeborenen, ihre grausigen und blutdürstigen Orgien kennen zu lernen und gleichzeitig mit ihnen zu leben, wie es bisher nur wenig Forschern möglich gewesen ist. Mit Erlaubnis des Verleges Strecker und Schröder in Stuttgart geben wir nachstehend eine Probe aus seinem schönen, reich illustrierten Werk „Dämonen und Wilde in Neu-Guinea“.

In der Dämmerung machte ich mich auf. Meinen Jungen sagte ich, daß ich nach dem Boot gehe, schlug aber statt dessen den Weg nach dem Busch ein, den mir Piaring deutlich beschrieben hatte. Ich überschritt das Fließchen Sendar, fand richtig den großen Bambusbusch, den Piaring erwähnt hatte, und schlug mich in der von ihm bezeichneten Richtung durch den Busch, der nirgends eine Spur von einem Pfad oder von Wegangesein verriet. Sobald befand ich mich vor einem etwa 2 Meter hohen Baum, der einen rechteckigen Platz von 300—400 Quadratmetern umschloß, und erblickte im Innern die hohe, aber kleine, schmale Hütte, die jedoch nirgends einen Zugang besaß. Ich zögerte und lauschte, ob nicht ein menschliches Wesen in der Nähe oder mir nachgeschlichen sei. Auch konnte der Verdacht nicht ausbleiben, wenn man nachträglich die Spuren im Busch und im Innern finden würde. Die Männer würden zweifellos keinen Spaß verstehen und hinterücks Nachse an mir nehmen. Der Morgen brach an, Zeit war nicht zu verlieren, und . . . entschlossen kletterte ich über den von rohen Baumstämmchen und Ästen verfertigten Baum. — Jetzt befand ich mich vor dem Geisterhaus!

Nirgends war in den aus Sagoblattrippen verfertigten Wänden eine Oeffnung zu sehen, doch reichten diese auf allen vier Seiten nicht ganz bis zum Boden herab, unter ihnen mußte man durchkriechen, um ins Innere zu gelangen, was ich auch tat. Mit einiger Enttäuschung blickte ich mich in dem Raume um, der vollständig rot bemalt war, ob mit Blut oder rotem Ton, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Das Ganze machte den Eindruck, als ob es schon längere Zeit nicht mehr betreten worden sei, auch im Gebüß war das Unkraut kniehoch gewachsen. Im übrigen sahen aber die Hütte nicht sehr alt zu sein, und auch das Blätterdach war vollkommen unbeschädigt. Die eine Hälfte des hohen, ungetheilten Raumes wurde von zwei übereinander angebrachten Pfosten eingenommen, von denen die untere leer, die obere von zwei nuntenähnlichen Patzen eingenommen war. Die Ver-

Padung bestand aus zahlreichen Blattstücken der Nibung-Palme und war mit Nianen sorgfältig verschmirt. Auch die beiden Pakete waren vollständig rot bemalt und wiesen nur an einer Stelle eine kleine Lücke auf, an welcher der ebenfalls rot bemalte Zahnfortsatz eines Spießrohrs hervorragte. Dies war also der Feuerboma mit seiner Gattin. Nichts verriet sonst den Inhalt der Pakete. Gewaltig brach ich an einer Stelle die Umhüllung auf, und . . . zum Vorschein kamen lauter rot bemalte Menschenknochen, die von mindestens 25 Personen herrühren mußten. Schädel schienen nicht vorhanden zu sein, diese hatten jedenfalls einem anderen Zweck dienen müssen. Sonst wies der Raum nichts Bemerkenswerthes auf. Nur lagen noch hinter den Paketen zahlreiche zusammengefräuselte Holzspäne und mehrere rot bemalte Stöcke von etwa einem Meter Länge, deren Zweck mir jedoch nicht sogleich klar wurde. Erst bei einem späteren, wiederholten Besuch der Hütte bemerkte ich, daß sie an einem Ende angekrant waren und zum Feuerbohren gedient hatten. Und dann fand ich auch das mit eingebrannten Löchern versehene Holz, das als Bohrbrett gedient hatte. Auch die Späne waren jedenfalls zum Anfrachen von Feuer verwendet worden.

Hastig verließ ich das Geisterhaus mit zahlreichen neuen Eindrücken, die mich dem Geheimnis des Napa-dema nähergebracht hatten. Im Sendarflüchen wusch ich die an mir haftenden Spuren der roten Bemalung des Geisterhauses ab und kam unbemerkt nach dem Festplatz, wo die Alten gerade den Sambzi ankstimmten. Der Festtanz hatte seinen Höhepunkt erreicht. Von den in Schweiß Gebadeten wurden mit aller Wucht die Trommeln bearbeitet, während die Stimmen schon bedenklich heiser klangen. Die Weiber ließen mit Sagoluchen hin und her, von denen jeder sorgfältig in ein junges Kofosblatt eingeflochten war, und hingen sie den Gatten und Brüdern um die Schultern. Der Gesang verstummte, die Trommeln wurden beiseite gelegt, und jeder beeilte sich, den Festplatz zu verlassen, um im Busch seinen Wati zu lauen und sein Schläfchen abzuhalten.

### Schauspielergeschichten.

Den berühmten englischen Charakterdarsteller Edmond Kean kennen wir wohl noch heute alle dem Namen nach, und doch ist es nicht weniger als hundert Jahre her, seit er die ganze Bevölkerung Londons begeisterte. Eine seiner Glanzrollen war Richard III. Auf irgend eine Weise hatte sich der berühmte Schauspieler die Feindschaft einer Gruppe von Leuten zugezogen, die sich an ihm zu rächen beschloßen, indem sie ihn während der Aufführung lächerlich machten. Als Kean eines Abends in der Schlußszene verzweifelt umherlief und rief: „Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“, erschallte plötzlich vom Balkon eine Stimme: „Entschuldigen Sie, Herr Kean, tut ein Esel es nicht auch?“ Ohne Zögern rief Kean: „Ja, schönen Dank, mein Vetter! Kommen Sie nur her!“ Schallendes Gelächter in dem dichtbesetzten Hause, im nächsten Augenblick aber hatte Kean mit seiner unwiderstehlichen Kunst die Zuschauer wieder in seinen Bann gerissen. Niemand dachte mehr an den Esel, der jetzt wie ein begossener Kudel dasah.

In dem Theater einer größeren Provinzstadt, in dem nach alter Sitte die Vorstellungen alljährlich am 1. September begannen, wurden die Mitglieder des Ensembles zu ihrem großen Erstaunen und zu ihrer noch größeren Entrüstung in einem Jahre schon Mitte August zur Probe zusammenberufen. Da eine große Ausstellung in der Stadt stattfand und mit erheblichem Fremdenbesuch zu rechnen war, wollte auch das Stadttheater die günstige Gelegenheit ausnützen und die Schauspieler spielen lassen. Man dachte aber nicht daran, ihnen vor dem 1. September die ihnen kontraktlich zustehende Gage zu zahlen. Daß die Schauspieler über diese Sparsamkeitsidee ihrer Direktion nicht gerade erbaudt waren, läßt sich denken, und ihr Spielesifer war nicht sonderlich groß, zumal sie sahen, daß die Vorstellungen vor ausverkauftem Hause gespielt wurden, ohne daß für sie selber der geringste Vorteil dabei herausgekommen wäre. Als eines Tages einer der Schauspieler bei der Probe immer noch seine Rolle nicht beherrschte, schrie der Direktor ihn an: „Heda, Sie junger Mann, wenn Sie mir bis morgen nicht Ihre Rolle können, werden Sie Strafe zahlen müssen, und zwar tüchtig, mein Lieber!“

Aber der junge Schauspieler ließ dieser fürchterlichen Drohung gegenüber sehr kühl. Unter dem Jubel seiner Kollegen sagte er: „Bitte sehr, Sie können mir die Selbststrafe von der Gage dieses Monats abziehen!“

Von Max Dearley, einem im Pariser Theaterleben sehr bekannten Manne, wird eine sehr niedliche Anekdote erzählt. Max Dearley schimpfte eines Tages mächtig über den Film. „Warum?“ fragte ihn einer seiner Freunde, „dich kann doch der Film nicht hindern?“ — „Meinst du?“ erwiderte Dearley, „dann will ich dir erzählen, daß ich einen Diener habe, der ganz verrückt nach einem Kino ist. Jeden Abend rennt er hin. Und das stört mich natürlich. Es kommt noch hinzu, daß der verrückte Kerl schon seit vierzehn Tagen sich Abend für Abend den gleichen Film ansieht!“ — „Unmöglich!“ lachte der Freund, „das kannst du mir nicht aufbinden! Der Mann wird sich doch nicht vierzehn Tage lang jeden Abend denselben Film ansehen!“ — „Du kannst dich darauf verlassen, es ist wahr,“ versicherte Dearley. „In dem Film sieht man ein Bahngleis und dahinter ein Haus, an dessen Fenster ein reizendes, junges Mädchen steht, im Begriff, zu Bett zu gehen. Sie entkleidet sich am Fenster und legt ein Kleidungsstück nach dem anderen ab. In demselben Augenblick kommt der Schnellzug vorbei. Und man sieht nichts mehr von dem jungen Mädchen.“ — „Nun und?“ — „Ja,

und nun hofft mein Diener Abend für Abend, daß dieser Schnellzug sich doch einmal verspäten wird!“

Ein bekannter Regisseur, der auf Ausstattung und naturalistische Echtheit größten Wert legt, inszeniert ein Stück, das vor einem Dorfwirtshaus spielt, vor dem eine junge Schöne mit viel Gepäck und riesengroßen Hutschachteln ankommt. Mr. Deaketter hat zu sagen: „Ist das aber ein lächerlich kleines Haus! Die Hutschachteln gehen ja nicht einmal durch die Tür!“ Aber die Hutschachteln gingen sehr gut durch die Tür. Den naturalistisch gefundnen Regisseur empörte das. Er unterbrach die Probe und rief: „Steht im Text nicht, daß die Hutschachteln nicht in das Wirtshaus hineinkönnen?“ — „Aber es sind die größten Hutschachteln, die ich in der Stadt aufreiben konnte.“ — „Danach habe ich Sie nicht gefragt. Ich frage, ob nicht im Text steht, daß sie so groß sind, daß sie nicht in das Wirtshaus hineinkönnen? Nicht wahr? Also müssen Sie sie anfertigen lassen. Haben Sie mich verstanden?“

Am nächsten Tage war erneut Probe angesetzt. Und die junge Dame erschien vor dem Dorfwirtshaus, aber ohne Hutschachteln. Der Regisseur unterbrach die Probe und brüllte nach dem Mequisseur: „Soll das ein Spaß sein, Herr, oder was denken Sie sich? Wo sind die Hutschachteln? Haben Sie mich nicht verstanden? Sind sie nicht fertig?“

Nüchig erwiderte der Mequisseur: „Fertig sind sie schon, Herr Regisseur, und hier sind sie auch, aber . . .“

Der Regisseur lief rot an vor Wut und schmetterte: „Bei mir gibt es kein Aber, verstanden? Bringen Sie sofort die Hutschachteln her. Wo sind sie?“

„Sie stehen auf der Straße, Herr Regisseur, sie kommen nicht durch die Theatertür!“

Die reizendste von allen aber ist eine afrikanische Anekdote der einst so gefeierten Tragödin Adele Sandrod, die heute nur noch durch glanzvoll komische Leistungen erfreut. Jeder, der sie einmal gehört hat, erinnert sich ihres tiefsonoren, männlich begabten Organs. Diese Adele Sandrod ging eines Tages auf der Straße an einem blinden Bettler vorüber und reichte ihm ein Almosen mit den Worten: „Da, nehmen Sie das, guter Mann!“ „Danke, Herr General!“ klang die Antwort zurück.

### Aus aller Welt.

Wilhelm Hauff im Film. Anlässlich des 100. Todestages von Wilhelm Hauff hat sich Richard Eichberg entschlossen, die Geschichte von der „Bettlerin vom Pont des Arts“ zu turbeln. Lilian Harvey ist für die Titelrolle gewonnen worden. Wann endlich, so darf man fragen, wird sich jemand daran machen, die reizenden Hauffschen Märchen auf die Leinwand zu zaubern, von denen der „Ralf Storch“ und „Zwerg Nase“ die bekanntesten sind?

Uraufführung in Mainz. Am Stadttheater Mainz gelangt Hermann Lelisch und Max Malens Schwank „Daniel in der Löwengrube“ am 30. November zur alleinigen deutschen Uraufführung.

Dreizehn Großfilme der Ufa. Im Laufe des kommenden Winters wird die Ufa acht ernste Sujets und fünf Lustspiele als Großfilme herausbringen. „Pioniere“ dreht Fritz Lang, der Schöpfer von „Dr. Mabuse“, „Nibelungen“ und „Metropolis“, „Die Geheimnisse des Orients“ werden russischen Darstellern anvertraut (Regie A. Woltoff), „Prinz Eugen“, „Ungarische Rhaphodie“, „Zar Alexander I.“ und „Bineta“ sind außerdem zu nennen. Unter den Lustspielen ragen hervor: „Maria Theresia“, sowie ein Henry Porten-Film.

Valentino in Wachs. Der so jung verstorbene (angeblich aus Eifersucht vergiftete) schönste Mann der Welt, Rodolfo Valentino, ist jetzt in Wachs geschnitten worden und findet im Panoptikum von Miß Tussaud zu London Aufstellung neben dem Ozeanflieger Ch. Lindbergh und dem Schriftsteller G. G. Wells. Connh.

### Fröhliche Ecke.

Lehrer: „Die Wärme dehnt die Dinge aus, die Kälte zieht sie zusammen; wer weiß ein Beispiel?“

Frit: „Die Ferien!“

Lehrer: „Wieso denn?“

Frit: „Im Sommer dauern sie sechs Wochen, im Winter nicht einmal zwei!“

Aus Erfahrung. Lehrerin (welche auf den Gebrauch von Nadel und Zwirn hindeuten will): „Franz, was braucht deine Mutter, wenn eure Hosen zerrissen sind?“ — Franz: „Den Stod.“

Die Dame des Hauses: „Also, Sie können gleich dableiben; ich werde den Diener an die Bahn schicken, Ihr Gepäck abzuholen.“ — Die neue Köchin: „Lassen Sie das mal lieber, gnädig Frau, die erste Woche lasse ich es immer auf dem Bahnhof.“

Der neue Gut. „Ich habe mir diesen Gut vor zehn Jahren gekauft.“

„Das stimmt nicht! Er steht ja ganz neu aus.“

„Natürlich! Lassen Sie auf! Vor sieben Jahren habe ich ihn aufbügel lassen. Dann ließ ich ihn vor drei Jahren umformen. Letztes Jahr hat er ein neues Band bekommen. Gestern habe ich ihn im Restaurant umgetauscht.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.